

## Godot aus der Asche gerettet

Zugegeben, oft langweilt man sich beim Warten darauf, dass Godot vorübergeht. Diese Langeweile ist jenem Zustand denkbar fern, in den Beckett 1953 die Zuschauer mit seinem Stück versetzte, als er die schwärenden Pariser Spießbürger aus ihren Theatersesseln hochfahren ließ. Im Lauf der Zeit ist an die Stelle der Provokation ein offizielles Gähnen getreten, mit dem man die Avantgarden der Vergangenheit ehrt, während man sich mit kleinen, nichtigen Zerstreungen bei Laune zu halten bemüht: Wie lang wird wohl Luckys Strick diesmal sein? Hat Ihnen dieser Baum hier besser gefallen oder der vom letzten Mal?

Die Inszenierung, die am 6. November am Theater der Altmark in Stendal Premiere feierte, verpasst diesem eingefahrenen Spiel ein paar gehörige Fußtritte. Man stelle sich vor: nicht eine einzige Melone! Der Baum? Verschwunden! Und um Luckys Hals kein Strick. Denn den braucht es nicht mehr vor lauter Verbundenheit des Knechts mit seinem Herrn, diesem armseligen Provinzmephistopheles. Ihre plötzliche Gegenwart auf der Bühne wird um so überraschender sein.

Beckett sagte über sein Stück, dass es ein ziemlicher Wust sei. Das rechtfertigt Schnitt und Auswahl, stehen beide im Dienst einer Verdeutlichung bestimmter Motivstränge. Hier jedenfalls ist die dem Stück eigene Folklore ziemlich weggebeizt: Schluss mit der Varieténummer. Kaum mehr Bänkelsang. Nicht dass sich das Kabaretthafte gänzlich in Luft aufgelöst hätte, es ist nur aus dem Zentrum vertrieben worden, wo es die Sicht verstellte, und an die Wände geworfen – es ist zum Dekor geworden. Man befindet sich in einer Festhalle, die an runden Tischen sitzenden Zuschauer gehören zum szenischen Dispositiv. Man nippt an seinem Glas und es überkommt einen die Vorstellung, wie in dieser Umgebung, so um 1930 herum, Wanderclowns die Nummern von Charlie oder den Marx-Brothers zum Besten geben. Doch heute, wie es scheint, befinden wir uns schon mitten im zweiten Weltkrieg und die Festhalle wird zur Arena, in welcher ein erbarmungsloser Tanzwettbewerb stattfinden wird, Schlüsselszene der Inszenierung, wahrhafte Urszene, die das ganze Stück in ihr eisiges Licht taucht. Denn alles spielt sich so ab, als ob wir in die Haut des Organismus *Godot* geschlüpft wären.

Könnte es sein, dass die Clownereien und Wiederholungen für das Stück nur eine Abwehrbildung gewesen sind, mit der Aufgabe, unsere Aufmerksamkeit vom Wesentlichen abzuziehen? Valentin Temkine hat vor einiger Zeit gezeigt, dass *Godot* durch den Anschein eines überzeitlichen Draußen hindurch auf eine sehr partikuläre geschichtliche Lage verweist: auf die Jagd nach den Juden in der sogenannten „freien Zone“ im besetzten Frankreich ab November 1942. Diese helllichtige Lektüre scheint wie eine Explosion gewirkt zu haben, dank derer ein sechzig Jahre hinter Irrlichtern verborgenen Kern hervorbricht. Hannes Hametner (Regie) und Sascha

Löschner (Dramaturgie) inszenieren diese Explosion, und sogar in einer sehr handgreiflichen Weise, wie die Zuschauer sehen werden. Geradezu beiläufig erklärt die Inszenierung Unerklärliches. Noch die schwer verständliche Tirade Luckys gelangt zu einer kaum zu ertragenden Klarheit, als der Darsteller Michael Haebler in einer Geste von unerhörter Theatralität mit der Hand in seine Tasche fährt, sie wieder hervorzieht, um sie dann in die Höhe zu heben und zwischen Daumen und Zeigefinger etwas Asche zu Boden rieseln zu lassen, wobei er verkündet, dass die Menschheit dieser Tage dazu tendiere abzumagern. Als die beiden Handlanger im zweiten Akt wieder auftreten, ist ihr Los jeglichen Rätselcharakters entkleidet: Die Kollaborateure sind auf eine Gruppe von Résistance-Kämpfern gestoßen, die sich ihrer sorgfältig angenommen haben.

Bleibt also das Wesentliche: Die Hölle ist irdisch. Man ist in der Hölle, wenn Pozzos ironisches Klatschen Wladimirs schönen jüdischen Tanz unterbricht. So wird in der Inszenierung eine anscheinend unverfängliche, in Wahrheit aber für das historische Verständnis entscheidende Replik Pozzos („Wie alt sind Sie, ohne indiskret zu sein? Sechzig? Siebzig?“) überaus wörtlich genommen und man vernimmt neben der arischen Verachtung auch noch den Hass der Jugend von Heute gegenüber allem was alt und tattrig ist – denn in der Tat, auch in der heutigen sich so liebend gern als postrassistisch gebärdenden Gesellschaft gibt es Abschaum, den sie lieber beseitigt wüsste. Wenn dann im zweiten Akt die Übeltäter abgestraft sind, ist man erneut in der Hölle: Wladimir und Estragon erweisen sich als unfähig, der Versuchung zu widerstehen und werden ein wenig Rache üben.

Es dürfte deutlich geworden sein: Diejenigen, die lammfromm der Zelebrierung des Absurden beizuwohnen gedachten, dürften arg enttäuscht und wohl auch recht verärgert die Festhalle verlassen haben: Ihr manischer Ritus ist ziemlich durchgerüttelt und das neurotische Symptom gezwungen worden, seinen Sinn preiszugeben. Alle anderen Zuschauer hingegen werden diese mit hervorragenden Schauspielern besetzte Inszenierung wie eine Befreiung erfahren haben. Denn die Bahn, die sie einschlägt, ist keinesfalls die einzig mögliche, und sie ermutigt dazu, die unendliche Reichhaltigkeit des Stoffes weiter auszuschöpfen. Mit der Prise an Respektlosigkeit, ohne die *Warten auf Godot* nicht in die Reihe der bedeutendsten Klassiker gelangen wird, in die das Stück heute gehört.

*Warten auf Godot* am Theater der Altmark in Stendal ist noch am 4. und 5. Dezember 2009, sowie am 8. 1. 2010 zu sehen. Die Gelegenheit sollte man sich nicht entgehen lassen.

Pierre Temkine, 11. November 2009

(Aus dem Französischen von Tim Trzaskalik)